

# Deutsches Adelsblatt



Wochenschrift  
für die Interessen des deutschen Adels  
beider Confessionen

Jedes Blatt enthält 1-2 Bogen hart, einmal wöchentlich und zwar Sonntag. — Der Abonnementspreis für Preussisch-Pommern beträgt 3 Mk. pro Quart., für das übrige Preussland 4 Mk., Preis der Einzel-Nr. 50 Pf. — Was kommt bei allen Post-Bestellungen des An- u. Katastrals sowie bei der Expedition Berlin W. Südwärter 11, für Berlin ausserdem bei den Zeitungs-Expeditionen. Das „Deutsches Adelsblatt“ ist in der amtlichen Zeitungs-Verzeichnisse pro 1884 unter Nr. 1271 eingetragen. — Nachdruck ist nur mit voller Quellen-Angabe gestattet.

N<sup>o</sup> 37.

Sonntag, den 14. September 1884.

II. Jahrg.

## Inhalts-Verzeichniß:

Kann der Staat die soziale Frage lösen. — Das oblige Patriciat in den deutschen Reichsständen. — Die bürgerliche Kammergerichtsbarkeit. — Einiges über Politische Arbeit. — Eine Geographische Reise nach Brasilien 1798. — Sport. — Aus dem Kunstleben. — Briefkasten. — Familien-Nachrichten. — Anzeigen.

## Kann der Staat die soziale Frage lösen?

II.

Gegenüber der seitens der Sozialdemokratie neuerdings aufgestellten Behauptung: „Der Staat könne die soziale Frage zu Gunsten der Nichtbesitzenden nicht lösen, weil er der Geschäftsführer der Besitzenden, der Herrschenden sei und außerdem gebe es heute keine Reformen mehr, welche den Kleinen nützlich, ohne den Reichen und Mächtigen schädlich zu sein“ — gegenüber diesem agitatorischen Standpunkte ist gegenseitig zu beweisen, einmal, daß eine monarchische Staatsregierung namentlich in Preußen thatsächlich noch etwas anderes war und ist, als der Geschäftsführer der höheren Klassen, und dann, daß gerade in heutiger Zeit soziale Reformen der besprochenen Art in viel großartigerer Weise möglich sind als früher.

Was zunächst die „Staatsregierung als Geschäftsführer der herrschenden Klassen“ betrifft, so stehen den Sozialdemokraten allerdings geschichtliche Belege für diese Behauptung massenhaft zur Verfügung. Jedes Schulkind weiß es und kann es beweisen, daß die Könige und Fürsten, die Reichen und Mächtigen fast immer sehr weit entfernt waren von der Erfüllung ihrer idealen Pflichten den Nichtbesitzenden und Schwachen gegenüber. Wäre dies anders und entgegengekehrt gewesen, so würde die Erde eben ein Paradies sein. Das ist sie nicht und soll sie nicht. Auch die Lösung der sogenannten sozialen Frage wird kein Paradies schaffen und die Menschen nicht in Engel umwandeln. Könige und Fürsten, die Reichen und Mächtigen waren zu allen Zeiten unvollkommene Menschen; sie waren

dem Irrthum und den Leidenschaften unterworfen. Nur selten übertrug ein Mächtiger seine Zeit und die Fehler seiner Zeit. In dieser Hinsicht haben die Sozialdemokraten Recht. Allein mit diesem Beweise können sie in dem theoretischen Streite: „Ob der monarchische Staat die soziale Frage lösen kann“ nicht obliegen. Wie in jedem Streite spielt auch in diesem die Ehrlichkeit eine Rolle. Von dieser werden die Sozialdemokraten zu dem Auerkenntnis gezwungen, daß auch sie für ihren Zukunftsstaat keine Engel zur Verfügung haben, wie auch in der Vergangenheit die zahlreichsten Revolutionen und Reformationen, die zu Gunsten der Unterdrückten in Scene gingen, in ihrem Verlauf den Stempel menschlicher Unvollkommenheit mindestens in gleicher Mäßigkeit zeigten.

Auch nach siegreichen Revolutionen waren die aus dem Grabe eines gestürzten Mächtigers neu entstandenen Regierungen im Sinne der Sozialdemokratie stets wieder die „Geschäftsführer der herrschenden Klassen“, oder besser noch, die Volltrecker der herrschenden Interessen, Ideen, Irrthümer und Vorurtheile. Die Staats-Regierungen waren fast immer nur Produkte ihrer Zeit. Wo sie ihre Zeit und die Irrthümer und Mängel derselben weit überragten, da waren es naturgemäß nicht republikanische, sondern monarchische Regierungen. Ein rohes oder verdorbenes Volk kann unmöglich eine ideale Regierung aus sich gebären, wohl aber kann ein idealer König ein rohes, unfertiges Volkmaterial auf eine höhere Stufe heben. Die Geschichte der letzten hundert Jahre ist in dieser Hinsicht lehrreich genug. Die Republiken zeigen darin sehr viel weniger Lichtblicke, als die Monarchien. Die amerikanische Republik wurde von edlen Männern gegründet. Gegenwärtig ist sie nahezu in ein Völkeregiment auseinander. In sozialer Hinsicht wurde sie in häßlichster Weise das, was die Sozialdemokraten den Monarchien vormerken: eine Geschäftsführung der reichen Klassen. Auch in der französischen Republik ging die Sache

den gleichen traurigen Gang. Ungleich arbeiterfeindlicher sieht es in den Monarchien aus. Die höchsten proklamirten sich als Könige der Better und handelten demgemäß, wie Schmöller gerade mit Rücksicht auf die soziale Frage bewies hat. Auch lieferten sie häufig den Beweis, daß sie sich keineswegs als Geschäftsführer einzelner Klassen, z. B. des Adels, der Großgrundbesitzer, der Fabrikanten und Banquiers betradhten. Gerade die preussischen Könige liefern eine höchst anschauliche Illustration zu der klassischen Definition des Schopenhauer'schen Königsbegriffs. „Allerdings — sagt der Fürst — ich herrsche über euch durch Gewalt; dafür aber schließt meine Gewalt jede andere aus; denn ich werde keine andere neben der meinen dulden, weder die von Außen kommende, noch im Innern die des Einen gegen den Andern.“

Auf Grund dessen schloß Schreiber dieses einen vor 9 Jahren veröffentlichten Aufsatz über „Königthum und Arbeiterpartei“ mit folgenden Worten, welche seitdem durch die laiterliche Vostchaft und die Bismarck'schen Reden und Thaten eine glänzende Bestätigung fanden:

„Nur das Königthum kann die Gesellschaft aus den sozialen und wirtschaftlichen Gefahren befreien, wie nur der Saar die leib-eigenen Bauern befreien konnte. Alle anderen Klassen sitzen fest im Banne widerstrebender Interessen; sie haben sich verstrickt in den Netzen ihrer Zerstörer, Leidenschaften und Kalkulationen und jappeln sich darin elend zu Tode. Nur das Königthum kann diese Nege zerreissen.“

Daß eine demokratische Regierung dazu außer Stande ist, be- weisen die Republikaner gerade in der sozialen Frage handgreiflich. Was so tief in der menschlichen Natur wurzelt, die Sehnsucht nach Verwirklichung der Landesväterlichkeit, kann in Wohl: d. h. Wahl-Regierungen, gar keinen Boden finden. Die Choleraerlebnisse der jüngsten Zeit liefern dafür einen klaffenden Beweis. Als in der Republik Frankreich die Cholera ausbrach und selbst in radikal-demokratischen Kreisen ein leidenschaftliches Verlangen nach einer persönlichen Vertretung der Landesväterlichkeit erwachte, da machte diese Situation auf den Präsidenten Grexy keinen Eindruck. Er eilte nicht an die Stätten des Jammers, um den verzweifeltsten Landes-Kindern den „Landesvater“ zum trotztollen Bewußtsein zu bringen. Anders jetzt in Italien, König Humbert verurtheilt dort auf den Stätten des Schreckens den Begriff der „Landesväterlichkeit“, und das danterfüllte Lauchen des armen Volkes macht es auch den Sozialdemokraten handgreiflich, was der menschlichen Natur gemäß ist. Der Unterschied zwischen dem Präsidenten und dem König liegt in den Institutionen. Als König würde Grexy wahrscheinlich ebenso handeln. Eine demokratische Regierung kennt keinen Landesvater, sondern nur einen „Geschäftsführer“. Was die Sozialdemokratie also gegen die Staatsregierungen und ihre sozialreformatorische Un-tauglichkeit einwendet, gilt nur von den sogenannten „Volkstregierungen“. Nur in ihnen herrscht die „Klasse“, während in den monarchischen Regierungen von Natur befehigt, ja gemungen sind, sich über die Klassenfreiheit zu erheben und das Gesamtinteresse zu repräsentieren. Freilich ist es nicht leicht, für die Verwirklichung der Landesväterlichkeit stets die zeitgemäßen und praktischen Formeln zu finden. Neben dem guten Willen spielt dabei auch die Genialität eine Rolle. Doch hat die letztere in der monarchischen Staatsregierung immer noch bessere Aussichten als in der Demokratie und Republik. In der Republik fürchten die staatlichen Machthaber in dem großen Talente den Nebenbuhler, weshalb sie es unterdrücken. In der Monarchie sieht der Monarch in dem genialen Kopfe eine neue Stütze seiner Macht; ja selbst die Minister sitzen dort — wie Schopenhauer richtig hervorhebt — zu fest im Sattel, um die Konkurrenz großer Intelligenzen fürchten zu müssen.

Der sozialdemokratische Standpunkt ist also in jeder Hinsicht falsch. Was in der Behauptung, daß die Staatsregierungen die Geschäftsführer der herrschenden Klassen seien, wahr ist, trifft in viel

höherem Maße bei den demokratischen als bei den monarchischen Regierungen zu. Beide Regierungsformen können ihrer Tendenz entgegen zu Werkzeugen der gerade zeitweilig herrschenden Klassen entarten; die größte Gefahr einer solchen Entartung liegt in der Republik, und die größte Möglichkeit einer volkreundlichen und sozialreformatorischen Entwidlung liegt in der Monarchie vor.

Im Uebrigen wird dieser Streit gegenwärtig von aller Welt geführt und zwar nicht in Worten, sondern in Thaten. Die soziale Frage steht in Monarchien und Republiken an der Türschwelle und fordert gebieterisch Einlaß. Offiziell geöffnet hat man ihr die Thür bis jetzt nur in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz. Hier steht sie als „soziale Frage“ in noblerer Gestalt auf der offiziellen Tagesordnung. In den beiden großen Republiken Nordamerika und Frankreich giebt es für die Staatsmänner offiziell noch keine soziale Frage. Bis heute ist die Monarchie also im sozialreformatorischen Vorprung. Wir hoffen, daß sie diesen Vorprung bauend be- haupten wird. An Mitteln fehlt es ihr nicht dazu, wie wir im nächsten Artikel andeuten wollen.

## Das adlige Patriciat in den Deutschen Reichsstädten.

(Fortsetzung.)

Das Auftreten Martin Luthers hatte in den Städten einen weit befremdeten Anklang gefunden, als bei den gedehnten Bauern auf dem Lande. Manche Stadt wurde der Hort des Protestantismus, aber manche auch blieb in der alten Lehre. Man kann wohl sagen, daß die Patrizier der deutschen Reichsstädte sich der Reformation in demselben Verhältnisse angeschlossen, als sie sich vor ihr fern hielten. Während in Frankfurt am Main, Nürnberg, Gelnhausen, Ulm und Augsburg entweder das ganze Patriciat oder gewichtige Theile des- selben sich dem kühnen Mönche und seinem schlichten Worte zu- wandten, trauten sich die Geschlechter z. B. Kölns, Dortmunds, Schwäbisch-Halls, Biberachs u. A. auf das energigste gegen jeden Versuch, ihre Stadt für Luther zu gewinnen. Im Allgemeinen lief der Streit zwischen Papst und Lutherher in den Reichsstädten friedlich ab.

Anderes bewegte sie die Reaktion Karls V. Der Spanier war Staatsmann durch und durch. Seines Regimentes warteten schwere Kämpfe. Er schlug sie bei Mühlberg nieder. Nun ging er daran, sich ein System innerer Politik zu bilden und stellte alljährlich in dem Lande Ferdinandus des Katholischen errogen und für Regierungskünste unterweisen, ein solches der Autokratie aus. Zu dessen Verwirklichung aber bedurfte er der Stütze des Democratismus. Daher suchte er diesem ein Gegengewicht in einem erstarkten Patriciat zu geben und den alten Herrschaftsglanz desselben noch einmal aufzu- frischen.

Die Patrizier hatten sich im Lauf der Jahre oftmals aus dem Junktgenossen und dem Landadel ergänzt. Sie hatten sich zu neuer Kraftentfaltung nötig, den Junktgenossen schmeichelte es in den aristokratischen „Studen“ Einzug zu halten, ohne daß sie ahnten, wie es ihren zünftigen Standesgefühlen durch Karls Maßnahmen gehen würde. Der Kaiser begann seine staatsmännlichen Operationen in der Stadt, die ihm am nächsten stand und deren Reichthum oft sein Erreiter gewesen, in Augsburg. Die alte Verfassung wurde beseitigt, ein neuer Stadtrath — fast nur aus Patriziern — einfach ernannt, die Junkthäuser verkauft, ihr Erlös dem aristokratischen Rathe zur Verfügung gestellt. Der Ertrag der Zünfte sollte der „große Rath“ sein, in dem indessen gleichfalls die Majorität dem Adels- und Handelsherren gehörte. Mehring ging es in Ulm, Gelnhausen, Biberach und anderen süddeutschen Städten. Die nächste Folge dieser Reaktion war die Erratur der Patrizier und ihr erzfürlicher Weiterbau auf höherem Boden, die weitere Folge das Herabsinken des Junktstandes zu unbedeutenden Handwerks-Korpo-

rationen einerseits und das Aufgehen des Patriziats in einen maßsenmäßig arbeitenden hochwohlweisen Honorationsstand andererseits.

Eigenhümlich gestalteten sich die Verhältnisse im hanseatischen Norden. Das Patrizium in Hamburg, vornehmlich aber in dem bedeutensten Lübeck, was wie Heringsboken, meist eher plutokratischen als abligen Charakters. Das Aristokraten-Element erhielt sich dennoch wach und wurde in der sogenannten Junker-Kompagnie in Reinheit gepflegt, neben welcher die Kaufleute-Kompagnie als der andere integrierende Theil der Lübecker Verrentenschaft auftrat. Beiden standen als minderberechtigt und doch nach freierem Aufschwung tragend die Krämer und Handwerker gegenüber, deren Wirkungskreis sich nicht wie bei jenen über Land und Weltmeer, sondern nur über Gasse und Häusermeer erstrecken konnte. Leicht ward es ihnen nicht, den Patrizium das Scepter aus der Hand zu schlagen, denn sie „sahen sehr als die im Süden Deutschlands, weil sie äußerlich volksthümlicher blieben und nicht leicht zu den Fürsten in solche Beziehungen traten, die den Massen anfänglich zu sein pflegen. Die Klug hatten sie nicht Kaiser Karls IV. glatte Worte abgewiesen und sich die hohen Titel, im Interesse ihrer Mittel verbeten. Karl schmeichelte den Lübeckern Patrizien, nannte sie Serren und kaiserlicher Majestät Räte.“ Die Reformation trieb Lübeck in die Revolution. In ihr erhob sich zu langem fast ewig scheinendem Regiment Jürgen Wullenweber, der Krämer. Wullenweber! welcher Lübecker konnte bei Renennung dieses Namens ruhig bleiben, der die Macht und Genialität eines Keinen Napoleon I. in sich schließt! Der Sieg des Demokratisms war sein Ziel; er hat es erreicht, um das schlanke Enternen von diesem Ziel noch mit zu erleben, in der Verbannung unterm Weil selbst zu sterben. 1535 war seine Rolle ausgepielt, das alte Regierungssystem der Handelsaristokratie saß wieder Bürger, ohne zum alten ungetrübten Glanze zurückzutreten.

Mit dem Jahre 1550 ist etwa die Grenze für das Wachsen des Städtewesens zu setzen. Unfähig und unfähigstaben, wie die Städte geworden, klammerten sie sich nun an den ihnen nahesten Landesherren, dessen Schutzsuchtheit nur zu halb in absolute Herrlichkeit umschlug. Im Innern der einst so kühner Regungen fähigen Reichstädte saß jetzt als einziger Theilhaber des Stadtreiments neben dem von außen waltenden Landesfürsten der Honorationsring, der in Anbolen und Pöbanten ein wahres Muster ward und dem ausschließenden Belehrenkrämerstand gar gerne und mißfällig die Stange hielt. Der Adel begann schon vor den Zeiten des dreißigjährigen Krieges seine traurige Rolle des Zerkerslebens zu spielen, das an den deutschen Höfen des Lebens und Lebens kein Ende fand. Wie aber eines Theils auf den Schlössern manches biedern Landadelmanns die alte eble Geradsicht, wenn auch oft in plumper, ungezügelter Gestalt, haften blieb, so auch in den an Zahl immer mehr und mehr zusammen-schrumpfenden Familien des habsburgischen Patriziats. Sie sungen an sich innerhalb der Mauern auf's sicherste abzuschließen und zeigten weder für ihre noch politische Thaten irgendwelche verständnißvolle Theilnahme.

Koch von Schredenstein citirt eine Kritik des bekannten Chronisten Jean de Sire, des Barons Pöllnitz, die in ihren wenigen Worten das ganze Jhnr oder vielmehr Nichtstun des Patriziats charakterisirt: „Nuremberg a été tout écrit, qu'il ne me reste très peu de chose à ajouter, à ce qui en été dit. Je vous donne cette ville pour un des plus ennuieux séjours de l'Europe. Les Patriciens y tiennent le premier rang et font les petits nobles de Vainse, ils imitent assez la grenouille de la fable, qui voulait s'égalier au boeuf; mais ils sont si farouches qu'on ne les voit point, à peine se voyent ils entre eux.“

„Wenn auch das Patrizium in einzelnen Orten fast ganz erlosch — Cobanz Jakob Moser nennt als Sige dessen, die sich bis in die neuer Zeit als solche erhielten, nur Augsburg, Bremen, Biberach, Geln, Dortmund, Hall, Lindau, Lübeck, Memmingen, Frankfurt,

Mühlhausen, Nordhausen, Nürnberg, Ulm, Ravensburg und Kottenburg an der Rauer — in den genannten Städten blieb es doch, einige scheidende Ausnahmen abgerechnet, fast durchgängig seinem „erlamben und erbarren“ Welten getreu und ließ sich nicht von dem Glanze des höchsten Realerbes verblenden. Allerdings „eine feste feierliche Etiquette, nicht nach Hofbrauch oder nach wesentlich französischem Zuschnitt, sondern aus jenem spezifisch deutschen Ceremonialbedürfnis, hiezu Reichsingenossen aus den Lagen des aristokratischen Regiments, in der Regel ein praktischer nüchterner Sinn, nicht selten Veleftheit und Erudition, zeichneten den Patrizium der letzten Zeit gemeinlich aus. Er war eine Charakterfigur unter der Aristokratie.“ Die Lage des Patriziats waren mit der Auflösung des deutschen Reiches auch formell zu Ende. Der „Reichstädt“ gab es nur verjüngt und wenige und die Reste der in ihnen vereint so mächtigen Stadtaristokratie gingen in den Landadel über.

Soweit von der geschichtlichen Bedeutung des Patriziats. Wir wenden uns zur Betrachtung seiner Lebensverhältnisse und, was des Interessanten viel bietet, seiner Stellung zum niederen Adel.

Die Lebensverhältnisse der Patrizien, soweit sie den ersten Perioden des Altbürgerthums angehören, sind naturgemäß nach einfachem Schnitt und ganz ähnlich denen des damaligen Landadels. Sie wohnten in burgartigen Häusern, die oft eine Vertheilung hinter Wall und Graben gestatteten, selten aber ein bequemes oder gar architektonisch schönes Äußeres zeigten. Auch war ein Thurm am Thor der Stadt häufig ihr Domizil, auf welchem sie kriegerische Macht zu halten sich verpflichteten. Ihre Tracht war die des Ritterstandes, ihre Waffen, Schwert und Dolch und erst zur Zeit der Kreuzzüge die charakteristische Armbrust. Sie waren beritten und bewiesen sich durch ihre Uebung ihrer Reiter- und Ritterpflicht als Angehörige aristokratischen Standes.

Nach bis zum Schluß des dreizehnten Jahrhunderts wäre es Niemanden im deutschen Adel eingefallen, die ritterbürtige Stellung der habsburgischen Geschlechter anzuzweifeln, die sich in der Periode des Hohenstaumens selbst in denjenigen Orten in alter Reinheit erwies, welche dem Patrizium als fast einzigen Beruf den Großhandel anwies. Das zeigt sich in mancher hiesigen Felsde, in mandem Kampf für die Ehre der Stadt und der Kölner Matthias Overholz und Gerhard Scherzen reden laut für die Wehrhaftigkeit der deutschen Bürger. Das Patrizium war mit vielen habsburgischen Rutzungen (Zöllen, Zehnten, Geleitsrecht, Zudenjchub, Goldwage etc.) belehnt, ihm dienten gewonnene Reitzige, und zur fröhlichen Jagd, Raß wie Trostfnecht, Jagdhund wie Falke. Auch der Bau der Patrizienshäuser ging jetzt mit größerer Wätsicht auf äußere Zier von Statten, meist glänzte ein Schildlein am Thoreing, dessen Figur dem Hause nicht selten den Namen gab.

Zwar trugen die Geschlechter auch noch in dieser Periode Waffen und schritten oft in glänzender Rüstung einher als die vom niederen Landadel, zwar waren sie Alle, wie schon erwähnt, vom ritterlichen Geiste befehlt, gleichwohl waren sie nicht zahlreich und gütig genug, um ganz allein die Leitung eines Krieges, den eine Stadt zu führen hatte, zu übernehmen. Es wurde daher Sitte, Dynasten und Reichsritter mit habsburgischem Geld zu besolden und ihnen die Macht über die Mägen anzuvertrauen. Das Interesse für geistliches und christliches wirken war auch in den Reigen der Staggeliedler zu finden; habsdige Zahlen an Patrizien weisen uns die Theilnehmer der Kreuzzüge, der deutsche und andere spezifisch geistliche Erben, ferner die Domberrnstellen an den süblichen und westlichen Stiffen auf.

Wir haben schon weiter oben gesehen, wie sich nach den Zunf-mirren, vom spanischen und französischen Einfluß getrieben, das Treiben des Städtelades nach und nach zum Junkerthum jupstigte, ohne daß eine ganz scharfe Kasse vorerst gebildet werden konnte. Man fing an, sich an dem übertriebenen Gebahren der Landjunker auch seitens des Patriziats zu weiden und es jetzt den „hohen

Fürknechten gleichguthun.“ Die Patricier „nahmen prunkende Titel, Gnadenketten, Orden an; sie spielten die Diplomaten, die Feinde, die Wecheln und ließen sich doch überlöpseln und bestechen.“ Ulm, Augsburg, Nürnberg, Erfurt und Stuttgart weitesterten miteinander, an glänzenden Jagden, Schützenfesten und Ballen das Beste zu bieten. Das kriegerische Schwert, das der Patricier sonst an der Seite trug, mußte dem Kaufwegen und schließlich dem Galanteriegeden weichen. Die alten Waffen wurden bereits im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert in vielen Städten streng verboten.

In ihrer Kleidung gaben die Patricier der reichen und luxuriösen Handwerksplätze oftmals den Ton an, in der verbunden sich die atmofphärische Katholikenstrenge mit den lecken und feinen Formen der französischen Tracht. Der Luxus, dessen sie sich bedienten, und der zuweilen von Rathh wegen eingeschränkt werden mußte, erstreckte sich vor Allem auf die prächtigen Bauten der Patricierhöfe, bei denen der Renaissance-Styl in Folge des lebhaften Connexes mit den oberitalienischen Städten viel überwog. Ein Bild auf die Geschlechterhotels zu Nürnberg, Augsburg oder Frankfurt a. M. lehrt uns ja noch heute die einseitige Prachtliebe und Eleganz, aber auch die innere Solidität der Patricierfamilien erkennen.

Im Innern dieser Paläste prangten die Geräthe im Schmuck des Goldes, Silbers und Edelsteins und besonders die alte Waffenzier der Vorfahren, ein Beweis ihrer Mitterbüchtigkeit und ihres alten Namens, und die weiten geschmackvollen Gänge und Gärten, die zum Bereich dieser Paläste gehörten, wurden alljährlich zur Schauplatz eines Turniers oder Ringelstechens, wie anderer ritterlicher Übungen. Bereits 1481 begann man seitens der Fürsten und Ritterchaft den Stadttadel von den Turnieren fernzuhalten; aber vielfach, gerade im Süden, übersehrt man die darauf hinzielenden Verbote, und wenn selbst dies schwer anging, so begnügte man sich mit Luftbarkeiten im eigenen Kreise.

Wald wurde das Hofstaumeln üslich und die ersten Anfänge des Pferdesports machten sich geltend. So nahm einer von den Augsburger Juggern den Wahlpruch an: „Nichts Schöneres giebt doch auf der Erd, als eine schöne Dame und ein schönes Pferd“ und andere Patricier schrieben „Gefäßbücher“ und Schreien über „Wettstürerei“. Zu den anderen ritterlichen Übungen gehörte namentlich das kunstartige Fischen, welches allerdings nicht nur bisweilen zu Ausschreitungen und demzufolge auch zu amtlichen Verböten führte.

(Schluß folgt.)

## Die belgische Landwirtschaft.

„Der Pflug hat eine Schur von Eisen, der Spaten hat eine Schneide von Gold“, ist ein altes Sprichwort, das auch in Belgien seine Bestätigung findet, da bei der dichten Bevölkerung dieses Landes die intensive Landwirtschaft eine Naturnothwendigkeit ist. Kapital und Arbeit sind billig, während der Boden theuer ist und so kommt es, daß, während man, um 100 Hektare Ackerland zu kultiviren, in England 30 Personen, in Frankreich 40 Personen, in Irland 60 Personen, in Westflandern 65 Personen braucht, in Ostflandern (belgisch) 103 Personen zu derselben Leistung nothwendig sind. Das Getreide wird dort im Frühjahr mit der Hand beackert, ebenso wie die Hackfrüchte; auf dieselbe Weise geschieht das Dreschen und Vorbereiten der Handwergewächse mit der Hand, während alles dies anderswo mit Maschinen verrichtet wird, besonders das Pays de Waas ist als das europäische China der bestkultivirte Theil Belgiens; früher war hier nur Haide. Der Grundbesitz ist im nördlichen Belgien sehr zerstückelt und herrscht das Pachtssystem mit in der Regel nur dreijähriger Dauer vor. Insofern giebt man bei Erbschaften, im Gegensatz zu Frankreich, es vor, den gesammten Grundbesitz zu verkaufen, statt ihn zu theilen, wenn durch diese Theilung

die Interessen des Gutes und seine Bewirtschaftung leiden könnten. Was die Größe der Güter anlangt, so giebt es in Belgien 317 694 Wirtschaften unter 1 Hektar = 55,57 pSt., 208 670 Wirtschaften von 1—10 Hektar = 36,46 pSt., 41 573 Wirtschaften von 10—50 Hektar = 7,24 pSt., 3329 Wirtschaften von 50—100 Hektar = 0,54 pSt., 731 Wirtschaften von 100—150 Hektar = 0,14 pSt., 273 Wirtschaften von 150 Hektar und mehr = 0,05 pSt., zusammen 100,00 pSt.

Bei der Vergütung des Kaufwillings hat man beobachtet, daß in Belgien der mittlere Pachtzins für den Grundbesitz fast in jeder ökonomisch eigentümlichen Gegend eine um so niedrigere Vergütung des Kaufwillings bildet, je fruchtbarer, je dichter bevölkert und je mehr von Wäldern statt von Eigentümern bewirtschaftet die Gegend ist. Es hängt dies ohne Zweifel damit zusammen, daß die gedachten Umstände ziemlich regelmäßige Begleiter der höheren Kultur sind, die höhere Kultur aber ebeno regelmäßig den Zins erniedrigt. Zur Veranschaulichung des Obengesagten möge die folgende Tabelle dienen:

Gegenden.	Preis einer Hektare.		Zinsfuß des Kaufwillings im Pachtzins.	Stillerer Zehner der Güterpreise.	Auf 100 Barmänner kamen.	Auf 100 Barmänner kamen.
	Kaufpreis Frez.	Pachtpreis Frez.				
Fruchtbarste Gegend	3338	88,79	2,30	3,18	53	42
Fruchtbarste Sand- gegend . . . . .	2863	80,11	2,79	2,58	36	26
Waldes . . . . .	2300	64,7	2,81	5,63	69	23
Condren . . . . .	1726	43,39	2,54	7,93	164	68
Campine . . . . .	1115	34,5	3,09	6,88	184	77
Zugcnburger Kult- gegend . . . . .	928	36,12	3,88	7,01	145	87
Reckenen . . . . .	597	31,12	5,20	14,46	305	94

Das zum Betriebe nöthige Käphterapital ist sehr hoch und beträgt in Belgien—Flandern 600—800 Frez. pr. Hektare. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist eine sehr große und läßt man jetzt auf 29,455 □ Kilom. 5,336,000 Einwohner. Im Jahre 1864 zählte man im Durchschnitt 167 Einwohner auf den □ Rilmeter; hiervon kamen in Ostflandern 273, Waabant 259, Hennegau 230, Westflandern 196, Lüttich 194, Antwerpen 168, Namur 84, Limburg 82, Ypernburg 46 auf den □ Rilmeter.

Besonders bemerkenswerth ist der Prozentsatz der Geistlichkeit, der sehr bedeutend ist, im Vergleich zu anderen Ländern. Es kam 1863 ein Geistlicher in Belgien auf 195 Einwohner, in Frankreich auf 305, in Bayern auf 434, in der Rheinprovinz auf 465, in Württemberg auf 819, in Pommern auf 1700, in Ostpreußen auf 1971 Einwohner.

Hiermit im Zusammenhange steht auch die große Zahl Klöster, die vielfach Grundbesitz haben und, wie a. B. die Präzisten, denselben auch sorgfältig kultiviren. Es kam 1865 ein Kloster in Belgien auf 4680 Einwohner, in Frankreich auf 7850, in Italien auf 9130, in Bayern auf 20,200, in den Niederlanden auf 56,500, in Preußen auf 100,000, in England auf 118,000, in Sachsen auf 2,200,000 Einwohner.

Die landwirthschaftliche Bevölkerung Belgiens im Vergleich zur Gesamtbevölkerung ist eine bedeutende. Derselbe beträgt Prozente der Gesamtbevölkerung in England 12, Niederlanden 16, Sachsen 23, Preußen 45, Württemberg 45, Belgien 51, Frankreich 51, Bayern 65, Europ. Rußland 85—90.

Insofern sind die hier angeführten Zahlen wohl mit Vorbehalt auf zu nehmen, da ein großer Theil der Industriearbeiter auch zugleich Pächter einer kleinen Landparzelle ist, ohne sich jedoch von dem Ertrage allein ernähren zu können.

Eine besondere Erleichterung für die Kultur bilden die Verkehrsmittel, die in Belgien sehr bedeutend ausgebildet sind, sowohl für Wasser- als Landtransport.

Mit seiner Unabhängigkeits-Erklärung hat Belgien unausgesetzt an der Erweiterung und Verbesserung seiner Kommunikationen gearbeitet und betrug die Gesamtlänge seiner Straßen 1860: Staatsstraßen 4366 Kilom., Provinzialstraßen 1522 Kilom., concedirte Straßen 661 Kilom., zusammen 6541 Kilom., es kommen also auf die geographische  $\square$  Meile 12,21 Kilom. oder 1,65 geogr. Meilen Straßen. In einzelnen besonders angebauten Gegenden sind große die Vicinalwege gepflastert. Gassensteig wird nur auf wenigen folgen. concedirten Straßen erhoben.

Die Schifffahrt ist durch die vielen Flüsse und Kanäle sehr begünstigt. Die Gesamtlänge aller Kanäle beträgt 605 Kilom., die der schiffbaren Flüsse 1013 Kilom., zusammen 1618 Kilom. Es kommt also in Belgien eine Meile schiffbaren Flusses auf 4,7  $\square$  Meilen und eine Meile schiffbarer Kanäle auf 7,2  $\square$  Meilen.

Dieses ausgedehnte Fluß- und Kanalnetz macht natürlich die Verfrachtung und den Vertrieb der erzeugten und consumirten Waaren leicht und wohlfeil, so daß Getreide, Kohlen, Dünger &c. mit geringen Kosten verschifft werden können.

Dieses trägt auch Eisenbahnen in heroorragendem Maße bei, von denen Belgien die relativ größte Menge besitzt. Es betrug nämlich 1871:

	per $\square$ Meile Flächeninhalt.
Belgien . . . . .	3 041 Km. oder 5,690 Km.
England . . . . .	24 603 " " 4,290 "
Niederland . . . . .	1 616 " " 2,510 "
Deutschland . . . . .	20 980 " " 2,120 "
Schweiz . . . . .	1 472 " " 1,950 "
Frankreich . . . . .	17 666 " " 1,340 "
Italien . . . . .	6 378 " " 1,190 "
Oesterreich . . . . .	11 899 " " 1,050 "
Rußland . . . . .	13 950 " " 0,140 "
Türkei und Griechenland . . . . .	1 062 " " 0,100 "

An Lezegepöhlenien besaß Belgien 119 Kilom. per 1000 Kilom. Fläche. Die Grundsteuer beträgt in Belgien 11,30 Franc. per Hectar oder 9,18 Franc. per Kopf.

Zum Vergleich der Lage der belgischen Landwirtschaft mit anderen Staaten möge die folgende Tabelle dienen:

Staats:	Die landw. Beodf. betragt pöhl. der Bes. ködlerung	Mittlerer Betrag per Hectar von Belgien. Hectar.	Es kommen Stf. Großvieh auf 1000 Einwohner.	Es kommen Stf. Großvieh auf 100 Hectar.
Frankreich . . . . .	51	14,6	494	364
Großbritannien . . . . .	12	40,8	515	478
Preußen . . . . .	45	19,8	540	369
Agr. Sachsen . . . . .	25	20,6	345	561
Italien . . . . .	77	—	291	249
Europ. Rußland . . . . .	85,90	—	693	86
Schweden . . . . .	62	18,8	650	62
Dänemark . . . . .	59	—	1202	89
Niederlande . . . . .	16	23,0	492	539
Belgien . . . . .	51	19,3	402	666
Schweiz . . . . .	—	10,0	500	303
Oesterreich diesseits der Weitha . . . . .	—	16,0	552	309
Oesterreich jenseits der Weitha . . . . .	—	—	718	305

Was nun die Landwirtschaft selbst anbetrifft, so wird dieselbe in Belgien äußerst intensiv betrieben und zeichnet sie sich durch eine große Verschwendung der Kulturen besonders aus. Der Handebsgedönsbau ist sehr verbreitet und wird durch einen sehr bedeutenden Düngerverbrauch unterstützt.

Wichtig ist die Leinenkultur Belgiens, die durch die Leinenkultur und die leicht zu beschaffende Arbeitskraft wesentlich erleichtert

wird. Neben dem Leinen wird auch Hanf, Kaps- und Tabakbau betrieben und der Spinnkultur, die weitberühmt ist, ist eine große Fläche eingeräumt. Die Viehzucht steht in hoher Blüthe und wird sowohl Markt- als Milchvieh gezogen. Bemerkenwerth ist auch die große Kaninchenzucht, die große Mengen für den Export nach England liefert, so daß von Flecken wöchentl. 1½ Millionen Kaninchen nach England exportirt werden.

Ueber die Viehzucht dürften die nachfolgenden Zahlen die beste Auskunft geben: Belgien besaß 1866 auf 540,300 Einwohner 283,163 Pferde, 1,242,455 Stück Rindvieh, 586,097 Schafe und Ziegen und 632,300 Schweine. Es kommen sonach bei einem Gesamtviehbestand von 30,094  $\square$  Kilom. auf einen  $\square$  Kilom. 9,6 Pferde, 42,2 Stück Rindvieh, 19,2 Schafe und Ziegen und 21,5 Schweine oder auf je 1000 Einwohner 55,6 Pferde, 244,2 Stück Rindvieh, 115,2 Schafe und Ziegen und 124,3 Schweine.

An Getreide produziert Belgien als Mittelerte in Millionen Dektoliten: Weizen und Spelz 8,2, Roggen 6,0, Gerste 1,5, Hafer 7,8.

Der Werth der Gesamtausfuhr für sämmtliche Waaren betrug 1878: 1,178,2 Millionen Mark, der der Gesamteinfuhr aber 889,8 Millionen Mark.

Wir theilen dies Alles in solcher Ausführlichkeit mit, weil man daraus ersehen kann und wodurch eine intensive Landwirtschaft ermöglicht wird und was eine solche zu leisten vermag, und weil wir gleichzeitig die landwirtschaftliche Frage als eine Lebensfrage für unseren grundbesessenen Adel betrachten.

## Einiges über polnischen Adel.

Von Zwan von Dambrowski Dąbrowski.

In dem ersten Jahrgange des „Deutschen Adelsblattes“ (Nr. 14, Seite 168) finden sich unter obigem Titel einige Notizen über Adelsbezeichnung und Adelslegitimation beim mündlichen und schriftlichen, gefelligen und offiziellen Verkehr im ehemaligen Königreich Polen. Einerseits sind aber die dort beigefügten Bemerkungen über diesen Punkt vielfach immer noch so unklare Vorstellungen, daß es vielleicht nicht ganz unbegründet wäre, jene Mittheilungen durch einige Erläuterungen und Zusätze in etwas mehr systematischer Weise zu erweitern. Hierzu möchte man sich aber noch um so mehr aufgefordert fühlen, wenn man in Erwägung zieht, wie viele Glieder in den Reihen des deutschen Adels der Gegenwart — man denke allein an Schlesien — mit ihren Stammabunden und Wappenhilfen in der eint so kamp- und ruhmreichen polnischen Schlacht vorkamen.

Drei Epochen könnte man wohl in dem Entwicklungsgange des Adels im polnischen Reiche unterscheiden, welche mit drei entsprechenden Perioden der polnischen Reichsgeschichte annähernd parallel laufen: die Zeit der Eroberungen 950 — 1250, die Zeit der Blüthe 1250 — 1450, die Zeit des Verfalls 1450 — 1750. Natürlich will diese Einteilung cum grano salis verstanden sein. Schon die Abrundung der Zahlen beweist, daß die Gruppierung des vorliegenden Stoffes rein summarischer Natur ist, um nur einen ungefähren richtigen allgemeinen historischen Maßstab für die folgenden Erörterungen zu gewinnen.

Die erste Periode ist etwa derjenigen gleich, welche der Freiherr Ed. v. Sacken in seinem „Rathschismus der Heraldik“ (III. Auflage, Leipzig 1880) als die Zeit der „Entwicklung“ der Heraldik in Europa, als die Periode der „Heraldik des Schilbes“ charakterisirt. Für die slavischen Länder will Sacken freilich die Geburtsstunde der Heraldik in eine weit spätere Zeit setzen, in eine Zeit, in welcher die Heraldik in Deutschland, Frankreich und England schon im Niedergange begriffen sei. Ja, man negirt vielfach überhaupt sogar jede „original- selbstständige“ heraldische Entwicklung in den slavischen Ländern und behauptet einfach, daß hier eine spätere Adoption des dort schon verfallenden Wappensystems stattgefunden habe, wobei dann, wie auch von Sacken, Polen und Rußland (!) ohne wesentlichen

Unterschied behandelt werden. — Daß der Adel in Polen nicht zu der Blüthe des deutschen, französischen und englischen Ritterthumes kam und — was damit untrennbar zusammenhängt — zu einer so vielfeitigen, reichen Ausgestaltung der Heraldik, das erklärt sich hauptsächlich zur Geringe aus der damaligen geschichtlichen Situation und sozialen Organisation seines Vaterlandes.

Wie konnte Polen es überhaupt zu einer feineren Blüthe der Kultur bringen, wenn es in Folge seiner weltgeschichtlichen Vortriebsmission eines politischen Schutzwalles des Abendlandes ohne Unterbrechung im Kampfe mit den asiatischen Völkern zu liegen gezwungen war, während dabei sein freier Bürgerstand, sein freies und frohes Städteleben die Bedingungen häuslich-friedlicher Entwidlung pflegte? — Daß die polnische Heraldik nun aber auch nichts als ein von auswärters her adoptirtes Spätling sei, davon glauben wir uns nicht überzeugen zu können. Schon die vielfache Berührung mit dem deutschen Reich seit jenen prunkvollen Einzügen der deutschen Könige in Polen hätte, wollten wir auch den Gedanken einer Adoption fremdlandlicher Heraldik für Polen annehmen, dann doch schon eine solche gewiß viel früher eintreten lassen müssen, als dies gewöhnlich angenommen wird. Dazu kommt aber noch der überwiegen ganz eigenartig-nationale Charakter der polnischen Wappenbilder, der auch grade durch seine ungeheure Einfachheit und doch wieder so große Mannigfaltigkeit wie das hohe Alter der Wappen so nicht weniger ihre heraldisch reich gegliederte Entwicklungsfähigkeit beweist!

H. E. Wandke („historisch-kritische Analecta“, Breslau 1802) sagt a. a. D. Seite 205, Anm.: „... die Wappen sind in Polen sehr alt. ... Die ältesten Familien-Unterschiede sind auch in Polen nach dem Wappen gebraucht gewesen.“ Die Wappen selbst hatten aber ihren Namen bald von den Rufnamen des ersten Ahnherrn oder von einem, meist sagenhaft umwobenen, Ereigniß, zu dessen Erinnerung sie einst angenommen worden waren, oder sehr oft auch von der Schildfigur. Der hochgeehrte und würdige Bischof von Ermland W. Cromer († 1589) sagt darüber in seiner „Descriptio Poloniae“ Folgendes: „Signa vero gentilitia, sive insignia, partim a rebus, quarum sunt notae ... partim ab eventu ... appellationem habent ... Nisi forte a primis conditoribus gentium ea sumpta sunt.“ So hieß das mächtige uraltige Geschlecht, welches ein „Bel“ (poln. topor) im Schilde führte, nach diesem seinem Wappenbilde „Topor“: einer aber aus diesem Wappenstamme „Toporczyk“, z. B. Stanislaw Toporczyk, mehrere dieses Geschlechts also „Toporczykowie“. Ebenso waren ein Wappenbruder des Wappenstammes „Labedzi“, der einen „Schwan“ (poln. labedzi) im Schilde führte, „Labedczyk“ genannt; z. B. Stefan Labedczyk, mehrere Oeffnete dieses Wappens „Labedczykowie“. Diese Art der Bezeichnung der polnischen Oeffnete ist aber längst aus dem alltäglichen Leben verschwunden und kommt bisweilen nur noch in Ahnenproben vor. Statt dieser Bezeichnung pflegt man bei schriftlichen Aufzeichnungen auch hinter den Rufnamen jenen Stanislaw, z. B. „herbu Topor“ d. h. de gente Topor (gens im Sinne von Wappenstamm) zu setzen, bei einem Labedczyk ebenso „herbu Labedzi“ u. so fort.

So finden sich, um betrieblige historische Beispiele herauszugreifen, bei Niesiecki-Bobrowicz („Herbarz polski“, Leipzig 1839—1846, X. Bd.) z. B. im I. Bde., Seite 24 unter den Erzbischofen von Osnese: Stefan herbu Pobog † 1059; Piotr herbu Leszczyce † 1092; Marcin herbu Zabawa † 1118; Seite 41 unter den Bischöfen von Polen: Bernard herbu Syrokomla † 1175; Swietoslav herbu Jastrzembiec † 1176; Filip herbu Wieniawa † 1209; Pawel herbu Grzymala † 1242; Bogutal herbu Poraj † 1253; Mikolaj herbu Lis † 1273 u. s. w. Die Legitimation des polnischen Oeffnammes bestand ursprünglich also in der Nachweisung der Uebereinstimmung seines Wappens mit dem von ihm, einst ja erst dem Wappennamen entlehnten Zu- d. h. Familien-Namen (nazwisko); bisweilen gehörte zur größeren Vergegenwärtigung auch noch die Herleitung eines etwa geführten Bei- (oft Ehren- oder Spott-) Namens (przewisko). Die

ursprüngliche Bedeutung dieses Nazwisko (also Geschlechtsname der ganzen Sippe!) und besonders die des Przewisko (Bei-Namen persönlicher Natur oder bisweilen eines einzelnen Zweiges!) ging den späteren Trägern meistens verloren (Cromer a. a. D.: „Plurimum ratio obscura est“), und nur der erstere konnte da, wo er nicht von dem späteren dem Stammige nachgebildeten Namen verdrängt war — was fast ausnahmslos geschehen ist — aus dem beibehaltenen Wappenbilde gedeutet werden.

Somit komme ich zur zweiten Epoche von 1250—1450. Die Zeit der Eroberungen war in der Hauptache vorbei und der polnische Adel fing an mehr selbst zu sein, soweit dies für Polen bei dem schon oben erwähnten feigen Ansturm kriegerischer Heufen von Oflen her überhaupt möglich war. Der Oelmann nannte sich nun nach seinem Erbprinzip und zwar in dieser Periode nicht etwa schon vermittelt der Erndung ski und ki, sondern grade, wie der deutsche Adel z. B. noch heute, vermittelt der Präposition „von“ (poln. „z“, lateinisch „de“, „a“, „ab“, auch „in“), wobei dann die Bezeichnung des Wappens nachzufolgen pflegte. So finden wir z. B. bei Niesiecki-Bobrowicz a. a. D., Seite 152 unter den Woiwoden von Gieradz: Mateusz z Kalinowu herbu Zaryba † 1288, wozu natürlich noch die Bezeichnung der amtlichen Würde hätte hinzusetzen können, hier: wojewoda Gieradzki, was deshalb zu beachten ist, weil in der späteren Zeit des Verfalls, nachdem zuvor das Amt in der Familie erblich geworden war, dann auch oft ohne das Amt der bloße Amtstitel sich vererbte und so zur Olorifizierung des Familiennamens, nun als ein integrierendes Bestandtheil desselben, beizubehalten mußte. Der Nachfolger jenes Woiwoden ist: Jakob z Koniecpola herbu Pobog um 1309; ein späterer Woiwode derselben Woiwodschaft: Jarand z Brudzewa herbu Pomian um 1442. Ferner Seite 234 unter den Kastellänen von Polen: Jędrzej z Brina herbu Lelzica um 1306, Dobrogost z Gzamoto herbu Nalezec um 1393; Seite 361 unter den Kronmarschällen: Mikolaj z Zakrowa herbu Gryf um 1444; Piotr z Kurozwęk herbu Poraj sogar noch um 1475 u. a. m. So findet sich in der That die Benennung nach dem Stammigen in dieser Periode zuerst durchaus durch die Präposition vermittelt und nur sehr allmählich erst gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fängt die Präposition an der Namenbildung auf ski und ki zu weichen.

Diese Namenbildung gehört daher schon unserer dritten Periode seit 1450 an. Durch die zahlreiche Vermehrung der einzelnen Geschlechter und durch die fortgesetzten neuen Erwerbungen von Siegelgütern und die im Zusammenhang damit immer wieder geübteren Familien-Benennungen nach ihnen, entstanden oft eine Anzahl der verschiedenartig benannten Familien, die gleichwohl alle von einem einzigen Wappenstamme descendirt waren und deshalb auch juristisch, sobald sie diese ihre betreffende Wappenstammes-Zugehörigkeit durch beglaubigte Stammbäume und Siegel nachweisen konnten, als Eine einheitlich geschlossene Familien-Korporation auftraten. Vermögendere lassen sich aber auch in Folge der zahllosen Güter gleichen Namens sehr leicht eine Menge ganz gleichnamiger Familien zusammenstellen, von denen jede einem andern Wappenstamme angehört und für die daher, aus dieser rein zufälligen Gleichnamigkeit allein schon, auch nicht das geringste rücksichtlich etwaiger Verwandtschaft gefolgert werden darf! Hierauf hat der germanisirte Oelmann polnischer Abstammung bei familiengeschichtlichen Untersuchungen in erster Reihe zu achten; und dies um so mehr als in mehreren, auch neueren deutschen Quellen für Welschgeschichte (z. B. bei Knecht) die meisten Verwechslungen zu konstatiren sind. Weitere neuere Namenbildungen auf ski und ki nach Siegelgütern unter allmählicher Weglassung des früheren Namens d. h. aus dieser letzten Periode, also nach Weglassung eines früheren Namens, der auch schon auf ski nach einem vorher besseren Gute ausgetauscht hatte, lassen sich sogar noch bis ins Ende des achtzehnten Jahrhunderts hinauf verfolgen.

(Schluß folgt.)

## Eine See-Expedition aus Preußen 1398.

(Schluß.)

Als der Hochmeister an dem Czönig Albrecht sich gewandt hatte, fandte dieser zwar seinen Neffen Johann dorthin, gab jedoch zur Antwort, Gotthland sei schon zu sehr von den Seeräubern übermäßig, als daß es in seiner Macht stehe sie von dort zu vertreiben. Nummehr rüstete man in Preußen zur Kriegsfahrt. 84 Schiffe mit circa 50 Ordensrittern, 400 Mann, 400 Pferden und schwerem Belagerungs-Geschütz ausgerüstet zogen Mitte März 1398 von Danzig ab und erreichten, während auf Befehl des Hochmeisters in allen Landestheilen für das auf Gelingen der Expedition gebetet wurde, in glücklicher Fahrt die Inselinsel. Im Hafen Gorn in der Nähe des festen Kaufschlossers-Landstrang ging man vor Anker und setzte die Besatzung an's Land, welche zunächst den Angriff auf die festen Kaufschlosser versuchte. Da auf Gotthland noch tiefer Schnee lag, war der Transport der Geschütze mit Schwierigkeiten verknüpft, so daß die regelrechte Belagerung anfänglich noch nicht möglich war, die bloße Einschließung aber nicht zum Ziele führte. Um Zeit zu gewinnen, ließ man sich in Unterhandlungen ein, welche der in Wisby weilende Herzog Johann anbot. Derselben führten zu keinem bestimmten Ziele, hatten auch kein Aufhören der Kriegsoperationen zur Folge, denn sobald die Witterung es gestattete, belagerte und brach das Ordensvolk drei Kaufschlosser und rückte zu Lande vor Wisby, während die Flotte dorthin segelte. Von zwei Seiten angegriffen leisteten die Wäthler dabeihist keinen großen Widerstand mehr, sondern wurden mit leichter Mühe überwältigt. Euen Sturme mit einigen Kugelfesseln rettete sich zu Schiffe durch schnelle Flucht, die in Gotthland zurückgebliebenen Seeräuber wurden, soweit sie nicht im Kampfe gefallen waren, sämtlich hingerichtet. Auch setzte man allen mit den Wäthlern in Verbindung gewesenen Personen einen Termin zur Abmung der Insel.

Zwischen den Ordenshauptleuten Johann v. Pfirt, Romthur zu Schmeer; Arnold v. Bürgeln, Romthur zu Schöffen; Johann Thiergart, Geschlosser zu Marienburg einerseits und dem Herzoge Johann von Wollenburg andererseits kam dann am 5. April ein Vertrag zu Stande, der nachstehende wesentliche Punkte enthielt:

1. Die Stadt Wisby, die Häfen und das ganze Gebiet von Gotthland sollen fortan dem Hochmeister, seinem gesammten Orden und allen den Seinigen zu ihrem Erlage offen stehen auf ewige Zeit und wir sich der Hochmeister mit dem Könige Albrecht darüber weiter vereinigen wird, will Herzog Johann es genehmigen.
2. Was dem gemeinen Kaufmann toll Wisby mit seinem Hafen geöffnet sei, um von dort aus die See zu befahren.
3. Nach Dänen sollen Stadt und Land von allen denen geräumt sein, welche dem Orden, seinen Unterthanen und dem gemeinen Kaufmann je Schaden zugefügt haben; nachdem aber toll keinem mehr sicheres Geleit gewährt sein weder in Stadt noch Land und wer den Orden oder die Seinen und den Kaufmann fortin noch beschädigt, soll mit den höchsten Strafen gerichtet werden.
4. Alle noch vorhandenen Kaufschlosser, aus denen des Ordens Leute und der Kaufmann Schaden erlitten, werden niedergebrennt und fürdas nie wieder aufgebaut.
5. Alles geraubte Gut, alle Schiffe und Kaufschiff in der Stadt, in den Häfen und auf dem Lande gefunden, soll Denen anheimfallen, die dazu ihr Recht erweisen.
6. Den genannten drei Ordenshauptleuten soll die Insel übergeben werden, bis sich König Albrecht mit dem Hochmeister weiter vereinigt.
7. Muß der Letztere das Land durch Gewalt oder Betrach zu dahin aufgeben, so soll deshalb seine Wohnung an ihn, weder vom Könige noch vom Herzoge gehalten.
8. Dem Rath und den Bürgern Wisby's sollen alle ihre alten Freiheiten und Rechte verbleiben, auf den Bauer soll keine Schatzung

gelegt und alles, was als Pfand gestellt ist, auf seine Weise verändert werden bis zur Vereinigung des Königs mit dem Hochmeister.

Bürgermeister und Rath der Stadt Wisby genehmigten diesen Vertrag. Die Ordenshauptleute führten einwilligen den Oberbefehl über die Insel, sie bezielten eine Befatzung dort und sandten die übrige Kriegsmannschaft, deren sie nicht mehr bedurften, nach Preußen zurück. Bereits am 25. April war die Flotte wieder in Danzig angelangt.

Diese schnelle und nachdrückliche Säuberung des Räubernefes erregte bei der Ritwelt allgemeines Erstaunen, aber man knüpfte auch an diesen Vorgang von Seiten der Hanse sofort nützliche Maßnahmen. Bereits damals mußten die ostpreussischen Hauptlinge sich verpflichten, keine Seeräuber an ihren Küsten zu beherbergen; doch dauerte es noch einige Jahre, bis mit der Einrichtung von Claus Störtebeker und Godeke Michel in Hamburg 1402 dem Unwesen auch in der Nordsee die Spitze abgebrochen wurde. In der Dittse verpflichteten die Ordenshauptlinge in Gotthland zunächst die Herzöge von Pommern in gleicher Weise und suchten ihren Einfluß nach und nach auf die andern Anwohner der Dittse auszuüben, denen sie ebenfalls die Verpflichtung auferlegte, Seeräuber nicht bei sich zu dulden. Außerdem sandte man von Zeit zu Zeit Friebootschiffe aus, um die Handelschiffahrt zu sichern.

Daß die Befatzung Gotthlands auf die Dauer nothwendig sei, um die Seeräuber an der Rückkehr dorthin zu hindern, zeigte sich nur zu bald, denn nach Eroberung der Insel wurden Danischlose von ihnen wiederholt geplündert. Leider unterließ es der Hochmeister, die Hanse zu den Unterhaltungskosten der Befatzung mit heranzuziehen, nur die Einwohner Gotthlands leisteten auf verständige Vorkstellung eine freiwillige Beisteuer zur Verpflegung des Ordensvolks dabeihist.

Dänemark war es hauptsächlich, das mit dieser Ordnung der Dinge nicht einverstanden war. Die Wäge der Seeräuber war man los geworden, aber das Festsetzen des beaufessenden Ordens auf Gotthland betrachtete man mit Eiferhuth, da man seit der calmarischen Union, welche die drei nordischen Reiche unter dänischer Herrschaft 1397 zeitweilig geeinigt hatte, keine andere Macht im Norden dulden wollte. 1404 wurde daher von Preußen aus eine neue Expedition abgeandt zur Vertreibung der Dänen, die sich auf einigen festen Punkten der Insel zu halten suchten. Der Orden blieb im Besitz und die Älften der Ordensbeamten nennen uns die Ordensritter Johann v. Ledwitz, Wilhelm von Eppingen, Arnold v. Buben naheinander als Bögte auf Gotthland. Man wählte sich Dänemark an die Hanse und der Borort derselben, Lübeck, ließ sich wirklich herbei, den Hochmeister mit Anträgen auf Abtretung der Insel an Dänemark zu bestärken. Doch Konrad v. Luninggen gab Gotthland nicht auf, erst sein Bruder und Nachfolger Ulrich trat die Insel 1408 an Dänemark ab, als der Krieg mit Polen und Litthauen drohte und er, um gegen diese Feinde seine ganze Macht einsetzen zu können, mit den andern Nachbarstaaten Frieden zu haben wünschte. Der Besitz von Gotthland kostete aber außerdem noch dem Orden viel Geld. Da der Vertrag mit Herzog Johann nur provisorisch — vorbehaltlich weiterer Einigung zwischen dem Hochmeister und Albrecht — von den Ordenshauptleuten geschlossen worden war, so beutete der Czönig die An gelegenheit dazu aus, um vom Hochmeister wiederholt Geld zu bekommen.

Für das gute Einvernehmen zwischen der Ordensregierung und den Gotthländern spricht der Umstand, daß, als 1407 durch den Vertrag von Helsingborg die Abtretung an Dänemark vorbereitet worden war, eine Gesandtschaft der Wäthler bei dem Hochmeister erschien mit der Bitte, die Insel auch fernzehin unter seiner Herrschaft behalten zu wollen, da die Einwohner sich noch so glücklich, sicher und zufrieden gefühlt hätten, als unter der Herrschaft des Ordens. Ulrich von Luninggen erwiderte: „Hätten wir es mit Zug und Ehre vermocht wir würden Euch mit Nichten übergeben haben. Auf allen untern Zagen haben wir Euer nicht vergessen, weil Ihr stets bei uns geihan

halt als hieherbe Leute. Nun ist es nicht mehr zulässig, die Insel ferner im Besitz zu halten; aber wir haben ausdrücklich ausbedungen, daß auch von Euch Sendboten auf dem nächsten Tage seien, auf daß Ihr seht, daß Euch alles Verprochenes erfüllt werde, daß Ihr bei Euren Rechten und Freiheiten bleibet, wie Ihr Eie von Alters her gehabt und daß Euch alle Ungnade vergehen lie."

Die deutsche Kriegsmarine ist eine Schöpfung der Reuseij. Suchen wir aber in der Vergangenheit nach Spuren einer deutschen Seemacht, so finden wir neben der Kriegsflotte des großen Kurfürsten auch sicher in weit früherer Zeit die Kriegstüchtig ausgerüsteten und bewehrten Schiffe beachtenswert, die Konrad v. Lungenau ablandte, um die Handelschiffahrt der Ostsee gegen Piraterei zu sichern.

Die Erinnerung an die bedeutungsvolle Vergangenheit ist es, welche einem Dichter vorwirft, als er den Ursprung der Farben des deutschen Reichsbanners herleiten sucht.

Das waren deutsche Ritter  
Aus West, Süd, Ost und Nord,  
Die zogen einst als Grenzfürer  
Zu Gottes Ernte fort.  
Zum Kampf geführt im heiligen Land  
Besiegen sie die Heiden  
An Baltenmeeres Strand.

Der schwarze Kreuzes Zeichen  
War ihrer Schilde Zier.  
Die Feind' auch heut erblicken,  
Wo schwarz-weiß ist's Banner,  
Das ist das tapf're Preußenheer,  
Sie sind die rechten Erben  
Der Ehre am Baltenmeer.

Das waren deutsche Krieger  
Weißtin am nord'lichen Osth  
Des Uebermuths Besäherer,  
Jagen den Saum sie straff.  
Wie bückten sich die Fremden tief,  
Die Russen, Dänen, Britten  
Der Deutschen Drangschiff.

Kam manch ein Kiel gefahren  
Von Ost und Nord und West,  
Den Vorh' gefüllt mit Waaren  
Zum frohen Hafenfest.  
Stark stütz' da in roth und weiß  
Die Flagge hoch am Mast  
Der deutschen Bürger Fleiß.

So weht derent ihr Farben  
Im Banner schwarz-weiß-roth,  
Für die die Alpen farben,  
Auch uns zum Sieg, zum Lob!  
Stück auf, ihr Deutschen allzumal  
Von jensei Meere Dänen  
Bis hin zum Alpenmahl!

*S. 101.*

Baden-Baden. Den Verhandlungen des internationalen Kubik ist es gelungen, die finanziellen Vorwände zu befeitigen, an denen das Jubiläumskennen der Baden-Baden-Kennen in der Ausdehnung des Jubiläumjahres zu scheitern drohte. Alle Propositionen für das August-Meeting waren mit Vorbehalt einer Aenderung erschienen, weil der Kubik die Garantie für die reichstrotzten Preise nicht zu übernehmen vermochte, solange die Bewilligung einer Lotterie nicht erfolgt war. In der badischen Kammer fand das Lotteriegesuch mehrere Gegner und wäre zweifellos vermorren worden, wenn mächtige Freunde und Förderer der Kennen der Sache ihre Protection verlag hätten. Diese Herren bieten jedoch die Fühne des Sport hoch und verschaffen dem Kenn-Comité die Lotterie-Konzession, so daß die unter Vorbehalt ausgeschriebenen Propositionen als definitiv bestätigt werden konnten.

Am dritten Juni erfolgten hierauf die ersten Nennungen für Baden-Baden; sie fielen so glänzend aus, wie es Niemand zu hoffen gemagt hatte. Was die englischen und französischen Ställe an hervorragenden Pferden zum Streite entsenden konnten, stand unter den Nennungen vereinigt. Daß sich von dieser Eroben allerdings nur sehr wenige im Dos-Thale ein Stellbildchen werden würden, war zu erwarten und konnte behalß Niemanden überraschen. Die Zeit von der Nennung bis zum Kennen ist lang, in ihr kann sich viel Unerwartetes und Unerwünschtes zutragen, wodurch die ganze Sachlage eine Aenderung erfährt. Das Niederbrechen des Jaocrits giebt anderen, bis dahin vielleicht ausichtslosen Streiteren eine Gewinn-Chance und bestimmt ihre Besitzer, den Wurf zu wagen, der sonst unterblieben wäre. Während der letzten vor ihrem großen Ereigniß liegenden Zeit wird die Aufregung hoch gespannt, jede auf die wahr-scheinlichen Konturen bezügliche Nachricht, ist für die anderen von großem Interesse, sie entscheiden über das Steigen und Fallen ihrer Gewinnchancen.

Der Tag der Kuugels-Erklärungen listete die Listen der genannten Pferde sehr stark, für die Mehrzahl der englischen und französischen wurde abgesetzt, ebenso zahlten die meisten heimischen und österreichisch-ungarischen Kuugels, bis daß schließlich nur ein an Zahl sehr geringes Kontingent die Berechtigung zur Nennung um die verlockenden Preise erhielt.

Unter diesen Umständen waren für den „Jubiläumspreis“ 80,000 Mark, von 64 Unterschriften 21 liehen geliehen, für den „Zubäläumpreis“, Goldpokal Sr. Kgl. Hoh. des Großherzogs von Baden und 40,000 Mark, von 70 Unterschriften 18, für das „Saint-Leger-Pandicap“, 10,000 Mark, von 66 Unterschriften 16, und für die „Große Badener Pandicap-Steep-Chase“, 20,000 Mark, von 47 Unterschriften 21.

Nach diesen Zahlen durfte man in den vier genannten Haupt-nennungen auf seine großen Helfer rechnen und mußte angenehm über-recht sein, als sich zu jeder der vier Nummern mehr Pferde um die Fühne des Starters verarmten, als man durchschnittlich für ein Kennen am Start zu leben gewöhnt ist. Uebstaupt zeichneten sich diesmal die Badener Kennen durch sehr schöne Helfer aus und zeigten, daß das herrliche Baden der Dos in jenseitiger Beziehung wieder auf die Höhe vergangener Tage gelangt, von welcher es nach dem Festzuge für alle Zeiten gestürzt schien.

Trägt der Kennplatz auch nicht mehr das internationale Gepräge, und den damit verbundenen Glanz und Zugus von allerdings oft sehr zweifelhafter Ursprung zur Schau, was ihn vor Aufhebung der Spielbanken zum Eldorado fahrender Glückstiter und geldbedürftiger Pariserinnen machte, welche die Tugend mit vom Ören-sagen kennen, so hat er durch diesen leicht verformbaren Verlust vielleicht in den Augen Mancher an Reiz und Anziehungskraft verloren, bei den ersten Sportsmen, die lediglich der Kennen wegen nach Baden kommen, hingegen nichts eingebüßt, weil die daselbst zur Entscheidung gelangenden Konturenen für Deutschland die wichtigsten sind. Der Kenntag brachte den für Jetztjährige be-stimmten Jubiläumspreis, für welchen elf Pferde in die Schranken traten, unter denen sich als Vertreter Deutschlands Inbrennd aus dem königlichen Stall befand; Oesterreich-Ungarn hatte sieben Kämpen entsendet, Frankreich zwei. Die österreichischen Pferde dominierten der Zahl nach und auf den ersten Platz aus durch den Erfolg, da fünf Abgebannte von der Denau die fünf ersten Plätze im Kennen behaupteten. Ein Triumph für die nachbarliche Pferdeucht liegt in dieser Leistung keineswegs, weil Nag, die Siegerin im Jubiläumspreis, ein im Mutterleibe importirtes Produkt, also entschieden englischer Zucht ist, und ferner, weil Graf Donde's Vereerin, der allerdings nur auf dem dritten Platz einlief, um 10 resp. 9 Pfund mehr als die vor ihm eingekommenen Staly und Barcos trug, demnach die beste Leistung im Kennen aufzuweisen hatte, ein in Deutschland ge-zogener Pferd ist und von England nur zufällig seinen Vater in Oesterreich ge-bührt, ihn interessiert nur, wo daselbe gezogen ist.

Im Jubiläumswette lief Graf Schmettau's Nilrot für die Ehre Deutschlands und belegte unter 8 Pferden den dritten Platz hinter der Engländerin Florence, dem Franzosen Impofant und vor dem Ungarn Passtor für sich mit Beschlag; mehr konnte man von Nilrot nicht erwarten und war es schon zu vermuthen, daß der Hengst sich so brau hielt. Der Sieg von Florence galt für eine tolle Bewei-sung, sobald die Stute am Start erscheinen würde, worüber man jedoch bis wenige Tage vor dem Kennen nicht ins Klare kommen konnte, da ihr Besitzer, Mr. Hammond, ein Spekulant ist und seine Unternehmungen deshalb so lang wie möglich in ein unbrüch-dringliches Dunkel zu hüllen verlust. Mr. Hammond hat im Leben einen guten Start gehabt; ursprünglich war er mit Smart, dem

*v. Schailz*

Trainer-Jockey des Herzogs Wladimir, in einem englischen Rennstall befindet, aus dem erstob, weil sein Gewicht mit der Zeit zu schwer wurde, aufgeben mußte. Nun befahte er sich mit Luftspeculationen, zunächst im Kleinen, und als diese auf Grund seiner Stallnachrichten glänzend ausfielen, wurde er fähiger und fest heute als jeder Mann, Göttes- und Rennstallbesitzer da, dem Fortuna besonders hold ist. Hr. Hammond hat früher mit St. Gatien im Epion-Derby debütiert und das Rennen zur Hälfte gegen Harcourt gewonnen, welcher mit der Stute die Nase gleichseitig durchs Ziel steckte und jetzt nächst dem Hofsoldat des Großherzogs mit nach dem mecrumspalten Jomigret.

Zur Piece de résistance des dritten Tages, dem Saint Léger Sandicap zur Dreihundert, erschien ein volles Dutzend Pferde dieser Altersstufe am Absteigplatze und gelang es Rittmeister v. Mollard's Alexphon den Vertriebenen Baron Sprieger's Mitternagel freierlich zu vertrieben; wenig glücklich in der Ausführung ihrer übrigen Ritten war Herr v. Tschickader's Satz, der die Lufe, welche in der Großen Bahnen Sandicap Steeple-chase am vierten Tage unter dem erdrückenden Gewicht von 80 Pfd. gegen des Herzogs von Hamilton mit 68 Kilogr. gewichtiges Gastain erliegen mußte.

## Aus dem Kunstleben.

### Von der diesjährigen Kunstausstellung.

I.

Immer am Anfang des Herbstes, wenn die Sommerfrischer Berlins aus der Bergen und vom Strande des Meeres in die Hauptstadt zurückkehren, kündigt die große Sammlung von Kunstwerken am Gantianplatz (neben dem den älteren Berlinern wohl-bekanntem „Museum“) die Eröffnung der Saison an. Auf die Schönheit der Kunst die Werke der Kunst! Diese bilden dann den Grundstock der Konzeption in den kalten Wintermonaten der lauten Salons. Einzelne hätte man es verlohnt, die Ausstellung anderswo zu placieren, als in dem höhern Gebäude der „Muséumsinsel“, das die beteiligten Künstler selbst mit viel Spott und wenig Begehren die „Kunstbude“ nennen, man hatte den Gantianplatz von seinem Kunstgänger depositiert und Charlottenburg an seine Stelle setzen wollen. Vergleichs Bemühen! Charlottenburg bemühte sich nicht und so Wälen der Valette und des Weitzes mühen wieder in „die Kunstbude“ flüchten, in der sie uns nun jetzt 1049 Nummern Gemälden, Skulpturen und Zeichnungen präsentieren.

Am Großen, Ganzen tadellos, ansprechende Arbeiten, soweit es das technisch Können anlangt, und ein Gan durch die Sale muß uns die Uebertreibung bringen, daß der Nachwuchs der Künstlerwelt die Kunstfertigkeit in vollem Maße zu erwerben gewohnt. — Es braucht uns nicht daran zu werden, daß im Verlaufe unserer Zeit die Fähigkeit, ein schönes Farben- oder Sculpturenwerk herzustellen, Unmöglich erlitten. Ueberall, wohin wir blicken, glänzen zusehends Werke, die himmelsweit entfernt von der Nationalität des Malängers, nichtig gefaßt, mit allen traditionellen Mitteln der Kunst geschaffen.

Wohntes in der Malerei ist dies augenfällig und hier könnte man, da im Augenblick von einem dahndehrenden „Schule“ noch geringer Wirkung nicht gesprochen werden kann, sehr gut von der allberühmten „Schule des Laides“ reden. Jetzt hierfür ist, daß einer der ersten Meister, zum Wundereiner der meistgenannten, in industriellen Kreisen wegen der Erfindung eines sensationellen Laides ebenso bekannt ist, als in denen der Kunststrebenden wegen seiner vorzüglichsten theuren Portraits. Diese Eigenart macht zusehends Schule und darum ist das Bemühen einer guten Farbenarbeit so sehr ethisch. Der Gesamtindruck des Ganzen ist denn auch ein durchaus befriedigender — nicht enttäuschend und nicht überdend. Man wolle sich tüchtigen Kreisen gegenüber, die die Erfindung der Zury überdend. Und diesmal war die Prüfung noch strenger ausgefallen, als sonst. Denn über ein Drittel des Eingekaufenen wurde von den Mäcen und Abamamths der „Danks-Kommission“ unumkehrbar zurückgewiesen. Einiges aus merkwürdigst Maunmageds, Anderes, weil mit gewisse Gattungen, wie die Portraitmalerei nicht zu sehr überwürmen lassen wollte und noch Anderes endlich, weil es in der That mangelhaft war.

Ein großer Schaden für den Charakter der Ausstellung ist, daß sich viele Granden im Reiche der Kunst, wie Kengel, Oswald Achenbach, Munacy, Gühow u. s. selbst ausgeschlossen. Diese Abwesenheit hilft den Eindruck des Guten, Brauen, dem aber wenig Geniales beigemischt ist, verstärken, zumal auch noch Andere, die sonst durch Originalität überdend, wie Alma Tadema etc., diesmal abgeblätzt erschienen. Mehr Farbenkünstler als Farbdend, mehr

oder Farbenbildner, damit wäre vielleicht die Situation der Kunst, wie sie sich auf der diesmaligen Ausstellung zeigt, angebeut. Von der Nationalität der Frömmigkeit des Mittelalters, die die Religions-symbole verherrlichte, gleichweise, wie von der Kraft der Realität für moderne Stoffe entsetzt, scheint sie nur entsetzte Gebanden der üblichen Kunst-Convention zu verwehrt. Wenig Neues, wenig Originelles, wenig Erhebendes! Nicht Vieles, das von dem festen Griff in's volle Menschenleben zeugt und noch weniger, das unser Herz beschäftigt. Der Einzige, der uns durch die gemaltige Ausbehnung der Leinwand und die Größe des Stoffes zu paden lüdt, der einige Farbdendramen ist — unser Freund, dem die Tolozanz der an ihre Grenzpläne gebundenen Kunst gestattet hat, uns eine traurige Episode der preußischen Geschichte mit dem Kriempgelfeher eines Gegners vorzubekommen.

San Matejko, der belandete polnische Meister, der auf eigene Faust die Größe Polens mit dem Einde wieder heraufdend lüdt und seine unerbittlichen Farbdendflacaten gegen Kreuzen schlägt, hat auch diesmal wieder kein Voten glorifiziert und ein Mäcenatade „Auldigungsred der Preußen, geleistet am 10. April 1852 dem polnischen Könige Sigmund I.“ ausgefellt.

Lassen wir die nationale Tendenz, die den Maler bei seinem Werke befehle, abseits, so müssen wir konstatiren, daß er ein Gemälde geschaffen, welches voll padender Kraft und Lebendigkeit sich dem Voten zugesellt, was auf dem historischen Gebiete der Malerei geleistet worden. Die Verschiedenartigkeit der Typen, die Wiedergabe der seelischen Empfindungen auf Seiten der Polen und Preußen, der Aufbau der Gruppen und das Architekturliche der Umgebung. — Alles das ist ihm wunderbar gelungen und zudem ist auch das Rokoko weise maßvoll, durchaus nicht aufdringlich gehandhabt. — Ja, hätten die Verräther Polens die Größe ihres Landes so zu wahren gewußt, wie Matejko sie — malt, dann würden wir es eben nicht nur mit — einer vergangenen gemalten Herrlichkeit zu thun haben.

Wir wollen in unseren folgenden Berichten auf das andere, das Niveau des Mittelmaßes Ueberragende des Näheren eingehen.

## Aus den Theatern.

Das Kgl. Schauspielhaus hat eine Pflicht gegenüber dem unermüdeten dichterischen Streben G. Conrad's (man kennt den hohen Autor, der sich unter vielen beschiedenen Pseudonym verbergt), erfüllt, als es in diesen Tagen dieses hochgeachteten Verfassers „Ahdra“, welches Stück schon früher einmal in dem verblühenen National-Theater zur Darstellung gekommen, zur Aufführung brachte. In herrlicher Ausstattung, tadellosem Zusammenpfeil und mit prävalent Schwarz in der Aesthetik, löbte das Drama eine bedeutende Wirkung.

„Die Weininger“ (Wortvorstellungen des Meininger'schen Hof-theaters am Victoria-Theater) haben einen glücklichen Griff gemacht, als die ersten Aufführungen von Schiller's „Maria Stuart“, an die sich von manchen Seiten noch Zweifel aller Art knüpfen durften, eine Kapitäl folgen ließen, die sie wie kaum ein anderes Stück bishehnd auf ihr ureigenes Terrain brachte. Es ist dies das Trauerpiel „Die Hege“ von Arthur Hager, dem Bremer Dichter-Maler. Schiden wir vor allen Dingen voraus, daß dieses Stück den Meininger ein großen und unbefrittenen Erfolg eintrug und daß es zweifellos ihr Repertoire noch lange befruchten wird. — Hager's „Hege“ ist vor Jahren zum ersten Male am National-Theater, der früheren Versuchsstätte für Dramen höhener Stiles, zur Aufführung gekommen und hat dort schon in unerwarteter Weise das allgemeine Interesse auf den Dichter gelenkt und dem Theater eine Reihe von Vorstellungen eingebracht.

Schon damals hatte man über das Stück das Urtheil gefaßt, daß weniger die Härte und Gewalt der Charakteristik als eine geschickte Gruppirung der handelnden Personen, effektvolle padende Szenen und eine populäre Kraft der Sprache die hervorsteckenden Eigenschaften des Dramas seien. Aber gerade diese Verräthe steigerten sich bei der unbefrittenen kritischen Kunst der Meininger bis zur höchsten Wirklichkeit, die der Bühne überhaupt möglich. Man überlas bei der Vollkommenheit der Darstellung die mannigfachen Mängel, die dem Stücke immerhin anhaften, die Anadromien in den Sentenzen, die Phrasenhaftigkeit mancher Reden und die lüdenhafte Charakterisierung der und jeder Figur.

Es sind dies zum größten Theil Fehler, die aus der Tendenzlust des Dichters stammen und es auch bewirken, daß ein anderes Geistesprodukt des didendenden Malers, ein Trauerpiel „Von Gottes Gnaden“ den Weg auf die Bühne bis jetzt noch nicht gefunden, weil er so sehr von jenem plutokratie-republikanischen Geiste (wie er in der Luft Bremens geblieben mag) durchweht ist, daß noch kein





# Versand-Geschäft MEY & EDLICH,

Alle Aufträge von 20 Mk. an werden portofrei ausgeführt. Der mit weit über 1000 Illustrationen ausgestattete **Haupt-Catalog** wird auf Verlangen gratis u. franco versandt.

Königl. Sächsische



Hoflieferanten.

## Plagwitz-Leipzig.

Unsere Geschäftstage sind an Sonntagen und allen christlichen Festtagen geschlossen. Es können daher an Sonntagen keinerlei Aufträge, selbst wenn sie durch Telebrief oder Telegraph, ertheilt werden, zur Befriedigung gelangen. Die Chefs der Firma MEY & EDLICH nehmen an Sonntagen keinerlei Geschäftskorrespondenz, geschäftliche Mittheilungen oder Besuche entgegen.

### Garnirte Unterröcke.

Frühjahr-Saison 1884.



Nr. 400.

**Halbwollener Sommerstoff,** dunkelgrün mit weiss, hellbraun mit weisselirt, olive.  
M. 4.50.



Nr. 402.

**Beige,** hellgelbmetall, dunkelrottemirt.  
M. 6.—.



Nr. 416.

**Halbwollener Sommerstoff,** schwarz mit weiss, marine mit weiss, terracotta mit weiss.  
M. 10.—.



Nr. 425.

**Prima Sommerstoff,** terracotta u. hellterracotta, marine mit hellgrün, olive mit hellolive.  
M. 12.75.



Nr. 430.

**grüwollene Serge,** mit olive, schiefgrün.  
M. 13.50.

### Schwarze Damen-Schürzen.



Nr. 1.

**Lustre mit Plissé- und Litzenbesatz.**  
M. 2.—.



Nr. 30.

**Lustre mit Plissébesatz und Atlasgeflecht.**  
M. 2.75.



Nr. 40.

**Prima Atlas in hocheleganter, farb. Chenille-Hand-Stückerei.**  
M. 14.—.



Nr. 46.

**Atlas mit Plissébesatz und 3 Reihen gestickter Blumen.**  
M. 5.25.



Nr. 50.

**Cachemire (ein Wolle) mit Plissé- und Schnurebesatz.**  
M. 5.50.

### Cachemire.

Schwarze Cachemires, 120 Cm. breit,  
Qualität: A. B. C. D.  
Preis pr. Meter: M. 1.80. M. 2.30. M. 2.80. M. 3.50.

Schwarze Cachemires doubles, 120 Cm. breit,  
Qualität: E. F. G.  
Preis pr. Meter: M. 3.75. M. 4.25. M. 4.75.

Bunte Cachemires, uni, all Farben,  
110 Cm. breit,  
Preis pro Meter: M. 25.

*Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und ungetauscht.*

Das Versand-Geschäft Mey & Edlich hat für den Verkauf weder Agenten noch Reisende oder sonstige Vertreter, sondern verschickt nur direkt an die Besteller.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das  
**Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig,**  
Königlich Sächsische Hoflieferanten.